

Befreiung und Erlösung in den Romanen Charles Johnsons

Mit den Romanen und Erzählungen von James Baldwin, Richard Wright und John A. Williams entsteht in den Vereinigten Staaten ein eigenes Genre der Dichtung, das unter dem Namen afroamerikanische Literatur in den letzten Jahrzehnten oft analysiert und interpretiert worden ist. Die genannten Autoren und andere, unter ihnen auch Ernest Gaines, gehören in einigen oder allen ihren Werken zu der von Zola Neale Hurston als „schluchzende Schule des Negertums“ bezeichneten Variation dieser Gattung¹. Sie scheinen ein eigenartiges Minderwertigkeitsgefühl selbst hochgebildeter Afroamerikaner zu reflektieren, das überrascht, wenn man an die ausgezeichneten Leistungen dieser „Rasse“ im Sport, in der Musik, der Dichtung, der Medizin und auf vielen anderen Gebieten bedenkt, die denen ihrer weißen Mitbürger in keiner Weise nachstehen. Wie sehr die Entfremdung und menschliche Erniedrigung vom Anfang der Versklavung durch viele Generationen bis auf den heutigen Tag sich auswirkt, zeigt als jüngstes Beispiel das Werk von Ernest Gaines².

Demgegenüber überwindet Charles Johnson (geb. 1948) in seinen drei bedeutendsten Romanen diese Phase und eröffnet neue Ausblicke auf die Welt im Leben seiner Helden. Obwohl der Autor, der die ehrenvolle Pollock-Professur der Universität des Staates Washington innehält, für „Middle Passage“, seinen bisher letzten Roman, der 1990 auf der Liste der meistgelesenen Bücher der New York Times stand, den begehrten National Book Award erhielt, scheint sein Werk heute den meisten Lesern unbekannt zu sein. In der amerikanischen Literaturkritik jedoch hat es viele Studien angeregt, die es hoch einschätzen³.

Die Seele des befreiten Sklaven

Die Menschen Charles Johnsons werden von ähnlichen Gegebenheiten beschränkt und bedrückt wie die Schwarzen in der übrigen Literatur, scheinen aber seelisch widerstandsfähiger zu sein und einen besonderen Zugang zu der geheimnisvollen Weisheit ihrer afrikanischen Vorfahren zu haben. So glaubt Todd, der Vater der Heldin in „Middle Passage“⁴, in der „leichten Erde und dem grünen Gras zwischen seinen nackten braunen Zehen“ als Pächter eines kleinen Hofes in Georgia Glück und Zufriedenheit zu finden. Er erinnert sich kaum noch an seine sehr beliebte Mutter und die vielen Geschwister in der baufälligen Hütte, aus der

er schon bald geflohen ist, um als Gelegenheitsdieb und Kartenspieler ein unstehtes und gefährdetes Leben zu führen. Durch seine Körperstärke und phantastisch übertriebene Erzählungen („Tall tales“), die er überall zum besten gibt, scheint er seine Seelenangst und innere Unruhe zu bewältigen. Doch verliert auch er seine Gelassenheit im Verkehr mit den Weißen des Südens und verfällt in „ein dämliches Grinsen“, wenn er mit „niedergeschlagenen Augen und langsamer, ungeschickter Stimme“ zu ihnen redet.

Nach einer wilden Schießerei um Geld am Spieltisch kann er sich nur dadurch retten, daß er sich an eine Frau bindet, in der er sein absolutes Gegenbild zu sehen glaubt. Lavidia ist nüchtern, berechnend, vernünftig und steht mit beiden Füßen auf festem Boden. Er trifft sie in der Baptistenkirche, wo er sich versteckt hat. Mit dreisten Lügen, die ihn als reichen Ölhändler aus Philadelphia vorstellen, verleitet er sie zur Ehe, die dann recht und schlecht, aber nicht ohne Bitterkeit auf seiten Lavidias, auf einer kleinen Farm in Georgia bis zum gewaltsamen Ende Todds ihren Lauf nimmt. Trotz seines verzweifeltten Widerstands überwältigen und lynchen ihn drei Strolche, als er ihren Befehl, sich vor ihnen zu entblößen, nicht ausführt. Selbst seine Unterwürfigkeit hat eine unüberschreitbare Grenze.

Andrew Hawkins, der Protagonist in „Oxherding Tale“, Johnsons nächstem Roman⁵, leidet weniger unter den seelischen Wunden des versklavten Menschen. Seine gründliche humanistische Bildung, einschließlich der Kenntnis des Sanskrit, die ihn mit der Weisheit Indiens bekannt macht, mag ihn über die meisten „Leibeigenen“ (Johnson braucht das Wort „bondsmen“) erheben. Vielleicht trägt zu seiner psychischen Disposition auch die Tatsache bei, daß er eine weiße Mutter hat und selbst als Weißer in der weißen Gesellschaft erscheinen kann, ja eine weiße Frau heiratet. Doch kennt er die inneren Probleme seiner Mitbürger.

Die Welt der schwarzen Sklaven schließt, selbst nach der Befreiung, die Möglichkeit des Glücks aus, denn sie ist ein „Schlachthof“. Ihr Leben wird von „Starrheit, seelischer Verneinung, Demütigung und, philosophisch gesprochen, ‚relativem Sein‘ bestimmt“. Selbst der Humor des Sklaven ist nichts als eine letzte Abwehr der immer drohenden Hysterie. Er hat keine Tradition, die dem Individuum hilft, sich selbst zu finden; die Erinnerung an seine Familiengeschichte mit ihrem „Mangel und bitterem Kampf – und Versagen – gegen die Sklaverei“ führt „zur Verzweiflung“. Leid, Kummer und Gram sind das „Gefühlsgitter“, das ihn seelisch einsperrt. Eine selbsterwählte Absonderung veranlaßt ihn zu dem hochmütigen Schluß, daß nur er allein sein Leben bestimmt. Es ist eine Entfremdung von sich selbst und der Gemeinschaft aller Menschen, die, wie Andrew später erkennt, in einer „Illusion der Rasse“ und einer „lebenslänglichen Halluzination“ das Individuum zwingt, in seiner Verschiedenheit zu vereinsamen.

Während Todd in dem früheren Roman eine Nebenfigur bleibt, spiegelt sich im Schicksal Rutherford Calhouns das für Johnsons Werk typische Schicksal des Schwarzen. Calhoun, ein freigelassener Sklave, ist von seinem ehemaligen Herrn,

dem „Hochwürdigen“ Peleg Chandler, sorgfältig erzogen worden. Nach dem Tod des Kapitäns führt er das Logbuch des Schiffs, auf dem er aus New Orleans geflohen ist. Wir erfahren darin, daß sein Herr ihn zum Prediger bestimmt hatte, „vielleicht sogar zu einem schwarzen Heiligen wie der südamerikanische Priester [sic] Martin de Porres“. Er studiert die Bibel, aber auch die Philosophie des Neuplatonismus, „die Übel des Nominalismus, das Genie des Aquinaten und das Werk des Sehers Jakob Böhme“. Doch können all diese gelehrten Bemühungen den „von Natur aus zu Extremen neigenden, nach dem Leben hungernden“ Calhoun nicht davon abhalten, dieses „Leben in all seinen Schattierungen und Farben“ zu suchen: „Ich war süchtig auf neue Wahrnehmungen und Erlebnisse.“

Von der harten Arbeit auf der Farm in Illinois, wo er freigelassen wurde, treibt es ihn nach New Orleans. Wie Todd lebt er vom Stehlen und Betrügen beim Kartenspiel. Sobald er genug Geld hat, verschwendet er es an Whisky und „Zweidollar“-Prostituierte. Nach diesen Ausschweifungen findet er manchmal eine Art Ruhe und Frieden an der Hafenseite der Stadt. Dort sitzt er dann in der „schweren, flüssigen Luft, im schimmernden Licht, so weich und undurchlässig, daß das Sonnenlicht den feinen erotischen Nebel nicht völlig durchdringen konnte“. Er starrt auf das Wasser und gibt sich den Träumen eines utopischen Glücks hin, „ob es ein fremdes Land oder eine Insel ganz am Rand der Welt gibt, wo ein freier Bürger den Eitelkeiten, die die Städter Eigeninteresse nennen, entkommen könnte, der Mittelmäßigkeit, die sie Leistung nennen, dem offenen Egoismus, den sie individuelle Freiheit nennen – all dem Schmutzwasser, das jeden Tag des Lebens auf dem festen Land zu einer Art lebenden Tod machte“.

Wie schon erwähnt, versucht er notgedrungen eine solche Seefahrt, ohne diese Utopie zu erreichen. Doch findet er eine andere Art der Befreiung und Erlösung. Vor dieser Reise gibt ihm Isidora Bailey, eine hochgebildete schwarze Lehrerin und fromme Christin, viel zu denken. Sie erscheint auch am Ufer des Flusses, obwohl sie dort so wenig hinpaßt wie „die heilige Teresa in eine Orgie de Sades“. Ihr „innerer Glanz, ihre Intelligenz und die Klarheit ihres Geistes“ überwältigen ihn. Liebt er sie? Er ist sich selbst darüber ungewiß, sucht aber immer dann, wenn er sich elend und verlassen fühlt, ihre Nähe. Doch im Gegensatz zu Todd flieht er vor einer ehelichen Bindung, obwohl Isidora darauf besteht, daß sie seinem Leben Inhalt, Sinn und Erfüllung geben kann.

Unerfüllte Möglichkeiten der Erlösung

Schon der Name dieser jungen Frau scheint anzudeuten, daß die Gemeinschaft mit ihr seelische, geistige und körperliche Geborgenheit verspricht. Denn Isidor von Sevilla war der große Gelehrte und Enzyklopädist, auf den sich die Intellektuellen vieler Jahrhunderte beriefen, während „Bailey“ nach dem „Universal Ox-

ford Dictionary“ ursprünglich die Schutzmauer um eine Burg bedeutet. Doch Calhoun mag darin die spätere Bedeutung „Gefängnis“ sehen und sucht darum so schnell wie möglich das Weite. Die Heldin in „Faiths and the Good Thing“, Johnsons erstem Roman⁶, hat einen noch deutlicheren symbolischen Namen. Sie heißt Faith Cross. Das Buch ist eine Parabel, die an Bunyans „Pilgrims Progress“ erinnert, aber auch an Goethes „Faust“, der mehrfach auf Deutsch zitiert wird. Als einziges Vermächtnis ihrer sterbenden Mutter erhält Faith den Auftrag: „Mädchen, hol dir selbst was Gutes“, den sie schon bald so versteht, daß sie nach „dem *einen* Guten“ suchen muß. Einerseits ist es „das höchste Gut“, nach dem sie forscht, andererseits ist es die Wahrheit über das Sein selbst, das sie erkennen möchte, um „Sicherheit“ über den Sinn und das Wesen unserer Welt zu finden.

Auf ihrem Weg versucht Faith zunächst ihr Heil in der Kirche, in der sie seit ihrer Kindheit am Gottesdienst teilnahm. Doch kann der „Nachglanz“ ihrer früheren Frömmigkeit die immer stärker werdende „Analyse einer unheimlichen Welt ohne Bedeutung und Sinn“ nicht mehr zurückdrängen. Weitere Gebete und Andachten können ihre Sehnsucht und ihren Hunger nach einer „Schau vollkommener Freiheit“ nicht mehr stillen.

Sie verläßt die Kirche und sucht trotz eingehender Warnungen Pastor Browns, ihres Geistlichen, die Weisheit des „Sumpfwibes“, einer unheimlichen Gestalt, die in sich die Eigenarten einer Hexe, einer Zauberin, einer Seherin, eines Kräuterteils und einer Priesterin des Wodukults verbindet. Da Johnson Goethes „Faust“ sehr gut zu kennen scheint, dürfen wir vielleicht diesen Schritt mit Fausts Erlebnissen in der Hexenküche, aber auch seinem späteren Abstieg „zu den Müttern“ (II, 1. Akt) vergleichen.

Aber Faith wird auch von dieser Frau enttäuscht, denn sie kann ihr nicht erklären, was „das Gute“ ist, sondern nur berichten, wie es der Menschheit verloren ging: Ursprünglich lebten alle Menschen im Paradies – kein utopischer Ort im Olymp mit Nektar und Ambrosia, sondern unsere Erde selbst „erfüllt von Sonnenaufgang bis Untergang mit dem Guten“, das das aller Menschen ist. Wie ging es verloren? Durch den Stolz und die Unruhe des Rastlosen, „Kujichagula“ genannt, der sein Leben mit den philosophischen Fragen vertat: „Wer bin ich? Was kann ich wissen? Wohin gehe ich?... und noch schlimmer, viel schlimmer: Was bin ich?“ Vor seinem Tod schaut er das höchste Gut. Aber die Götter sind so wütend über diesen Frevel, daß sie die ganze Menschheit in einer nun verdunkelten Welt mit „Ruhelosigkeit und ewigen Fragen“ strafen.

Nach dieser unbefriedigenden Antwort sieht sich Faith gezwungen, ihre Heimat zu verlassen, um in der großen Stadt Chicago ihre Suche fortzusetzen. Dort wird sie nicht weit vom Bahnhof von einem „verzweiferten Mann“ ihrer ganzen Habe beraubt. Ein anderer, der ihr zu helfen versucht, führt sie in eine Kneipe, wo er sie mit alkoholischen Getränken traktiert und die Geschichte seines unglücklichen Lebens erzählt. Als sie ihm erklärt, daß sie nach dem „wirklich Gu-

ten“ sucht, verwässert Arnold Tippis, so heißt ihr neuer Freund, durch philosophisch klingende Antworten ihr Anliegen: „Jeder sucht nach dem, was gut und wahr und schön ist ... es gibt kein derartiges Objekt ... Du gerätst in die größte Schwierigkeit, wenn du ein Verlangen hast, für das es kein Objekt gibt.“ Er rät ihr, sie solle sich selbst ein reales Objekt setzen und damit zufriedengeben, wie zum Beispiel ein bequemes Leben oder die Mode.

Trotz dieser schönen Reden nimmt Tippis das junge Mädchen in ein billiges Hotel, wo er sie vergewaltigt und nach Absingen eines äußerst obszönen Lieds bezahlt und verläßt. Dieses Erlebnis stempelt Faith in ihrem eigenen Urteil zur „Hure“ und wirft sie in das Gefühl der Versklavung zurück, das sie so sehr zu überwinden trachtete. Sie „weiß ohne weitere Erwägungen, wie sie mehr Geld bekommen“ kann. Die Mischung von positiver Logik und Freudscher Psychologie, die ihr Tippis geboten hat, löst sich auf in dem elenden Leben, das sie von nun an zu führen gezwungen ist.

Jedoch ist es nicht nur Geschlechtsverkehr in allen Formen, den ihre „Kunden“ von ihr verlangen. In einem eigenartigen Verhältnis, das die Männer, die glauben, völlig über das gekaufte Mädchen verfügen zu können, unbewußt an Faith bindet, treibt es sie nach der Weisheit ihrer Erzählungen, die auf die Erlebnisse ihres Vaters und dessen Geschichten zurückgreifen. Als einer der Männer die Wirklichkeitsnähe und Wahrheit ihrer Erzählungen bezweifelt und damit in Frage stellt, an was sie sich zu glauben sehnt, sinkt sie in tiefe Verzweiflung.

Ein religiöses Flugblatt in ihrer Handtasche weist sie auf die „Kirche des immerwährenden Lichts“ hin, wo sie hofft, „wenn auch nicht frei, doch wenigstens erlöst zu sein“. Die Predigt über die Ferne und Unerreichbarkeit Gottes, der sich uns durch das Opfer seines Sohnes nähert, aber dennoch nur in uns selbst, in unserem Herzen zu finden ist, scheint an sie persönlich gerichtet zu sein. Aber diese innere Suche nach Gott bewirkt bei Faith das Gegenteil. Sie erinnert sich an die Verzweiflung des Geistlichen ihrer Jugend, der in seiner Seelennot über das Leiden und den Tod eines unschuldigen Mädchens bei Lavidia, die bei einem Gottesdienst eine Art mystische Erleuchtung hatte, Trost und Glaubensstärke sucht.

Doch scheint das außerkörperliche Erlebnis ihrer Mutter, in dem die befreite Seele den Körper sieht „wie eine Kiste, die nichts mit dem Ich zu tun hat“, für Faith nun keine Bedeutung mehr zu haben. Sie unterbricht die Predigt mit dem Ausruf: „Es gibt nichts da!“ Denn die große Stadt Chicago hat ihr Inneres „wie eine Grabstätte“ ausgehöhlt. Es bleiben nur noch die Schatten und Nebel an der Marmorwand der platonischen Höhle. Doch Faiths erschütternder Schluß geht noch weiter: „Es gibt nichts im Inneren und nichts außen.“ Das höchste Gut, wie kann es bestehen, wenn es nichts „Gutes, Wahres oder Schönes in der inneren oder äußeren Welt gibt, wenn die innere und äußere Welt so leer ist“? Das Gute, so schließt sie mit bitterer Ironie, ist wohl nur das, was das Leben hier auf Erden

erträglich macht, nämlich ein auf Illusionen, Komfort und finanzielle Sicherheit beruhender Lebensstil. Alle anderen „lächerlichen Theorien“ will sie von nun an verachten und nur das „kriegen, was sie braucht“.

Doch wird diese zynische Resignation durch einen unerwarteten Besucher unterbrochen, der sie in ihrem Hotelzimmer erwartet. Es ist der Strolch, der sie bei ihrer Ankunft in Chicago beraubte und damit, so glaubt sie, ihr elendes Leben in dieser Stadt verschuldet hat. Sie klemmt in ihrem Haß die Türe auf seinen rechten Daumen, der schmerzhaft anschwillt. Aber das Leiden des Mannes hinter der Tür wird Faith unerträglich. Ihre „Rache ist das nicht wert“. Sie öffnet die Tür und sieht einen ärmlichen kranken Mann, bei dem sie sich, wenn auch widerwillig, entschuldigt.

Der Besucher legt ein Bündel Banknoten, ein Feuerzeug, einen silbernen Schlüssel und ein Buch auf ihr Bett. Dieses, so sagt er, sei seine Rückzahlung an sie und Wiedergutmachung. Auf dem Buch, das er „Das Buch vom Jüngsten Gericht“ nennt, steht in kirschroten Buchstaben sein voller Name: „Dr. Richard M. Barrett“. Als Faith ihren Namen nennt, antwortet er mit einer Anspielung auf eine Zeile in Faust I: „Und wunderbar ist des Glaubens liebstes Kind.“ Faith, die zu glauben scheint, daß das Gute, die Wahrheit und die Schönheit nur noch in Erzählungen, Dichtungen und Geschichten aus dem Süden der Vereinigten Staaten zu finden sind, fühlt sich gezwungen, ihm darauf die Odyssee ihrer Suche nach dem Guten zu berichten. Auf ihren Schluß, daß der Mensch versagt, „wenn er nach dem Guten sucht“, erwidert Barrett: „Es irrt der Mensch, solange er strebt.“

Barrett, der Philosophieprofessor an der Universität Princeton war, hat ebenfalls sein ganzes Leben der Forschung nach dem „größten Gut“ gewidmet. Er glaubte dessen Existenz mit einer an den ontologischen Beweis Anselm von Canteburys erinnernden Gedankenführung erfaßt zu haben: „Das größte Gut *muß* bestehen, weil ein Teil des Gutseins darin besteht, wirklich zu sein.“ Dieser idealistische Ansatz und sein weiteres Philosophieren, so behauptet er, wurde von der Universität zum Vorwand seiner Entlassung gemacht. Seine Frau und Kinder verließen ihn daraufhin ebenfalls.

Aber er kann nicht aufhören, nach dem Guten zu forschen. Als Faith ihn fragt, ob er gemeinsam mit ihr weitersuchen will, antwortet er: „Und zwar von Herzen.“ Nach einem kleinen Spaziergang in einem nahen Park setzen sie sich auf eine Bank. Faith öffnet endlich das Buch. Es ist leer. Doch erscheinen seine Seiten wie ein Bildschirm, auf dem das Leben aufleuchtet. Barrett scheint neben ihr eingeschlafen zu sein. Beim näheren Hinsehen jedoch weiß Faith, daß es der Todesschlaf ist. Die bleibende Gabe des Philosophen an Faith ist die Erkenntnis, daß „das Schöne, die Wahrheit und die Güte aus gescheiterten Leben geboren werden können, daß es möglich war, daß Blumen aus dem Grab eines Toten sprießen“.

Trotz dieser schönen Erkenntnis will sich Faith nun von den Idealen und dem Einfluß Barretts befreien. Aber er läßt ihr keine Ruhe und erscheint als „Geist“ wie ein böses Gewissen in ihrem Zimmer; auch ein Umzug in eine bessere Gegend hilft nichts. Der Geist versucht sich in ihr nächstes Lernstadium einzumischen, als sie Isaac Maxwell, einem erfolgreichen jungen Journalisten, zuhört, der ihr erklärt, daß die Welt dem gehört, der Macht gewinnt und für sich selbst ausnutzt. Obwohl Faith in diese Richtung neigt, sind ihr diese Ideen immer noch peinlich. Doch kann sie selbst das Erscheinen des Geistes ihres vorigen Mentors nicht davon abhalten, Maxwell, ohne ihn zu lieben, zur Heirat zu verleiten, um auf diese Weise ein bequemes Leben zu führen. Durch diesen Schritt vertreibt sie „den armen, alten Närrischweisen (foolosopher) für immer“ und wird eine der „toten Lebenden“, deren Körper im Gegensatz zu den „lebenden Toten“, den Gespenstern und Zombies, lebendig sind, während ihre Seelen so „still sind wie Stein“.

Faith ist keine Person mehr, sondern ein „ES“, dessen nun wohlgenährter Körper anschwillt wie „eine Leiche am siebten Tag“. In diesem Zustand trifft sie nach einem Jahr ihrer Ehe Alpha Omega Holmes, einen Jugendfreund aus Georgia, der sich in Chicago als Maler versucht. Er erklärt ihr, daß das Gute der Genuß jeden Augenblicks ist, den ein „wirklicher Künstler“ in seinem eigenen Leben zu verwirklichen und darzustellen weiß. Er habe dieses Stadium noch nicht erreicht und brauche noch eine „leere Leinwand“, um sich auszudrücken. Auf die Frage, was das Prinzip der Wahrheit seines Denkens und Handelns sei, ob nicht auch er es nach dem Maßstab des Guten beurteilen müsse, reagiert Holmes mit einem irren Lachen und lehnt jede Richtlinie ab.

Trotz allem wird Faith seine Geliebte und lebt viele Monate ein „betrügerisches Doppelleben“, das schließlich in einer Krise und Katastrophe endet, als sie schwanger wird. Der Künstler Holmes kann in seinem Schaffen nicht von einem Kind behindert werden und verläßt Faith, ohne sich für ihren Zustand verantwortlich zu fühlen. Maxwell, dem sie nun alles gesteht, weist seine untreue Frau aus dem Haus.

In demselben billigen Hotel, wo sie als Prostituierte wohnte, gebiert Faith unter großen Schmerzen mit Hilfe der Besitzerin ein Mädchen. Das Kind wird bei Kerzenschein geboren, da das elektrische Licht versagt. Als die gute Frau Mutter und Kind verläßt, um eine neue Sicherung einzuschrauben, stößt sie versehentlich die Kerze um. In der Feuersbrunst stirbt das Kind trotz verzweifelter Rettungsversuche der Mutter, die selbst schwere Brandwunden davonträgt und in Ohnmacht fällt. In diesem Zustand glaubt sie ihren Vater zu sehen, der ihr vorschlägt, in einen Baum verwandelt zu werden. Nach einer noch tieferen Bewußtlosigkeit glaubt sie in der Hölle zu sein. Als sie endlich aufwacht, hört sie eine Stimme, die ihren Tod am frühen Morgen voraussagt. Tippis ist an ihrer Seite als Krankenwärter. Er erklärt ihr ihren hoffnungslosen Zustand, will ihr aber helfen, selbst wenn

sie vollkommen verkrüppelt weiterleben muß. Auch Maxwell, der sie besucht, verspricht ihr die beste ärztliche Pflege auf seine Kosten. Aber sie schickt beide Männer fort.

Wo ist nun das Gute? Weder die Religion Lavidias noch der Baptistenprediger, noch die Freudsche Psychoanalyse oder der schöne Idealismus Dr. Barretts können Faith retten. Nicht einmal die afrikanische Weisheit der Erzählungen ihres Vaters kann sie aus dem Elend dieser Welt befreien, während der Hedonismus des Künstlers Alpha unmittelbar zu ihrem Verderben beitrug. Nichts hat sie dem Guten nähergebracht. Denn keiner kennt es, wie sie es ersehnt. Ihre Lehrer glauben nicht einmal an seine „Möglichkeit und Notwendigkeit“.

Die Parabel schließt mit einer Art Apotheose. Tippis starrt bei seiner Rückkehr ins Krankenzimmer auf die verkohlte Leiche, „die sterblichen Reste der süßen Faith Cross“, und ruft um Hilfe. In Wirklichkeit, so berichtet die fiktive Erzählerin, sei Faith aber mit Hilfe eines Gespensts in der Form einer Riesenkatze in ihre Heimat in Georgia zurückgekehrt, wo sie wieder das Sumpfweib besuchte. Nach langen theologischen und philosophischen Ausführungen gibt die gelehrte Alte der überraschten und tief erfreuten Faith die Antwort auf ihre Frage nach dem höchsten Gut: Es ist die Liebe.

Aber es ist nicht leicht, dieses Gut zu finden, und es kann offenbar nur durch die Erlebnisse einer Kette von Existenzen erreicht werden. So übernimmt das Sumpfweib die Gestalt Faiths, um die Erfahrungen eines jungen Mädchens zu machen, während Faith in der abgelegten Haut des Weibes zur Lehrerin weiterer Generationen suchender Menschen in Georgia wird.

Eine Art buddhistische Variation dieses von Johnson, der sehr von fernöstlichen Religionen beeindruckt ist, offenbar dem Hinduismus entlehnten Erlösungswegs findet sich in seinem nächsten Roman „Oxherding Tale“. Reb, der Ratgeber und Freund des Protagonisten Andrew Hawkins, entgeht dem „mörderischen Seelenfänger“ Bannon, der seine Opfer nur dann einholen und vernichten kann, wenn er sich ganz in ihre Seelen einfühlt, durch die Abtötung aller Triebe und jedes Verlangens. Der Tod, durch Bannon verkörpert, kann sich an nichts mehr halten, denn sein Opfer „will Nichts“. Damit ist der Sklave Reb schon frei, bevor er rechtlich befreit wird.

Wesen und Erscheinungsform des höchsten Guts

Obwohl die Bestimmung des höchsten Guts als Liebe Faith von ihrer Unruhe und Unsicherheit zu befreien scheint, versucht Johnson in seinen beiden folgenden Romanen, vor allem in „Middle Passage“, diese Erkenntnis zu erweitern und zu vertiefen. Er erfindet die „Allmuseri“, einen afrikanischen Stamm, der eine den meisten Europäern unverständliche Lebensphilosophie entwickelte, die auf

dem uralten Glauben fußt, daß jeder Mensch „seine Welt tief im Inneren seines eigenen Herzens ausmalt“, die Außenwelt also aus der eigenen Seele gestaltet. Jeder Allmuseri ist Tag und Nacht dafür verantwortlich, sein Herz in Zaum zu halten. Denn Glück und Unglück, „Leere“ oder „Überfluß“ der Welt entspringen aus dem Innern seiner Seele. Wenn er anderen Menschen Böses wünscht, erfüllt sich sein Verlangen, wird aber auch unmittelbar auf ihn selbst zurückgeworfen, als ob er „gegen den Wind gespuckt hätte“.

Rushdy sieht diese Ethik als eine Weiterentwicklung der Phänomenologie Edmund Husserls, die jedes Individuum aus der materiellen Welt herausstelle,⁷ ohne zu bedenken, daß der Philosoph dieses Verfahren in erster Linie als Methode, nicht aber notwendigerweise für eine neue Ethik entwickelt. Wenn man eine philosophische Parallele sucht, scheint der kategorische Imperativ Kants und selbst die goldene Regel näher zu liegen. Vor allem aber erinnert die Lehre an das Wort Jesu über den Ursprung des Bösen aus dem Herzen des Menschen (Mt 15, 18-20). Wichtig ist, daß diese zunächst der eigenen Rasse zugeordnete Weisheit in ihrem Verständnis und ihrer Anwendung für alle Menschen gilt.

Jedoch wird das Gute, nämlich die Liebe, eher und besser vom weiblichen Geschlecht erfüllt und ausgeübt. In der größten Seelennot wendet sich Pastor Brown um Trost und Glaubensstärke an Lavidia. Bis zur Erschöpfung hört Faith die traurigen Geschehnisse ihrer „Kunden“, die sie dann durch ihre Geschichten zu ermutigen versucht. Mattie, die Stiefmutter Andrews in „Oxherding Tale“, weiß, daß Wissenschaftler die Natur auf mathematische Formeln gebracht haben, aber nichts von Gefühlen und der Weisheit des Herzens verstehen. Frauen, in ihrer schöpferischen Kraft, so erfahren wir von Andrews Lehrer Ezeziel, sind ein notwendiger Teil des Universums, der „dem Sein wesentlicher ist“ als der Mann, „der unwesentlich ist und in tiefster Verletzung steht, was wir an der Frau als solcher schätzen“ (50).

Diese Abstraktion schließt das persönliche Versagen bestimmter Frauen nicht aus. So verzerrt Flo Hatfield, auf deren Gut Andrew seine Freiheit verdienen will, die Liebe zu einer extremen Form der geschlechtlichen Sinnlichkeit, die sie selbst und ihren Partner erniedrigt. Sie, die freie Weiße, ist eine Sklavin wie die Schwarzen auf ihrer Plantage. Sie ist gezwungen, wie diese zu denken und zu fühlen. Denn im Grunde fürchtet sie ihre Liebhaber, obwohl diese ihr gehorchen müssen. Wie ein Sklave den Wünschen seines Herrn kommt sie allen Erwartungen ihrer Partner zuvor und erniedrigt sich zu ihrem Werkzeug.

Wenn auf diese Weise das „Herz“ oder das „Fleisch“ die Frau zu einer Perversion ihrer höchsten Aufgabe verführen kann, ist es umgekehrt möglich, daß der Mann durch seine geistigen Hypothesen und Spekulationen das Wesen des Guten erfaßt. Ezeziel und Andrew erfahren diese Tatsache eigenartigerweise von Karl Marx, dessen „Menschlichkeit“ Johnson so sehr beeindruckt hat, daß er ihn als Besucher der beiden nach Amerika kommen läßt⁸. Die „Entfremdung“ des Indi-

viduums, so hören wir, wird überwunden durch „das Zusammentreffen zweier Subjekte in ihrem intersubjektiven Leben“, das sie eine „gemeinsame Welt“ erleben läßt. Damit verglichen sind alle anderen Daseinsformen unvollkommen und leer. Der universale Name für diese „ontologische Leistung“, diese Befreiung, „in der jedes Subjekt ein anderes wesentlich findet, ist Liebe“.

Andrew, der unter dem Namen William Harris als Weißer den Fallen des brutalen Sklavenfängers Horace Bannon zu entkommen sucht, hat seine Verlobte Minty auf der Plantage, wo er aufwuchs, zurückgelassen und in Spartanburg Peggy, die einzige Tochter des dortigen Arztes, geheiratet. Auf einer Sklavenversteigerung in der Stadt trifft er seine ehemalige Verlobte wieder. Trotz ihrer Bereitschaft, schwer zu arbeiten, findet sie keinen Käufer. Andrew hatte ihr vor seiner Abreise auf das Gut Flo Hatfields versprochen, genug Geld zu verdienen, um sich selbst und sie freizukaufen. Doch ist er nach seiner Heirat ohne eigene Mittel, Minty zu helfen. Um sein Versprechen einzulösen, muß er sich Geld von seiner Frau oder ihrem Vater leihen und dabei seine eigene Existenz aufs Spiel setzen, da seine Herkunft und Rassenzugehörigkeit ans Licht kommen könnten. Obwohl er so Freiheit, Glück und Liebe, ja sein Leben verlieren kann, überwindet er seine Angst und offenbart Peggy, die ihr erstes Kind erwartet, seine Notlage. Trotz ihrer Furcht, „ihre Liebe zu teilen“, ist auch sie bereit, Minty beizustehen. Dieser tapfere Entschluß hilft ihr, in ihrer Liebe alle Furcht zu überwinden. Beide Ehepartner und auch Peggys Vater kümmern sich um die schwer erkrankte Minty und pflegen sie bis an ihr schmerzhaftes, aber nicht hoffnungsloses Ende.

Nach der endgültigen Überwindung Bannons, der Andrews Geheimnis kennt und ihn dauernd bedroht, wenden sich Andrew und Peggy „dem Geschäft des Wiederaufbaus“ nach dem blutigen Bürgerkrieg zu. So schließt dieser Roman mit der Betonung der gemeinsamen Arbeit von Mann und Frau, Schwarzen und Weißen an der Erhaltung und Verbesserung unserer Welt.

In „Middle Passage“ wird diese Erkenntnis von der dienenden Liebe als dem höchsten Gut erweitert und vertieft. Wieder folgen wir dem Protagonisten auf seiner Suche nach dem Sinn seines Lebens und der Welt. Wie schon erwähnt, befreit er sich durch Flucht von der Beschränkung seiner Freiheit durch eine Frau, die ihn vor seinem niederen Ich retten will. Andrew in „Oxherding Tale“ dagegen weiß, daß äußere Freiheit nicht ohne innere Freiheit bestehen kann und daß diese nur dann verwirklicht ist, wenn man seine Pflichten in dieser Welt erfüllt. Es ist erschütternd, aus dem Mund dieses jungen Mannes, der selbst das bittere Schicksal der Versklavung kennt, zu hören, daß selbst ein Sklave durch seine Geburt am „Reichtum“ der Welt teilnimmt und seinen Vorfahren sowie allen, die gut zu ihm sind, Dank schuldet. Aber nur wenn er seine Pflicht tut, ist er wirklich frei.

Calhoun lernt diese Weisheit erst, als er nach dem Scheitern des Sklavenschiffs „Republik“, auf dem er aus New Orleans zu fliehen versuchte, von dem Luxus-

schiff „Juno“, auf dem sich Isidora befindet, gerettet wird. Seine Befreiung ist erst in der Bindung an eine Frau möglich, die die Liebe in ihrem Herzen vergeistigt hat und so auch ihren Mann „begeistern“ kann, und seine Erlösung beginnt mit der Überwindung der „fleischlichen Begierde“, die wie eine „Wunde“ ist, die ihn von Isidora trennt.

Bei der Lektüre der Romane Charles Johnsons mag sich der erfahrene Leser trotz der großen Erzählkunst des begabten Dichters öfter an der nicht immer fehlerlosen Anführung aller möglichen Quellen stoßen, die von Plato, Aristoteles, Augustinus, den Andrew Hawkins den „ersten afrikanischen Dichter“ nennt, Thomas von Aquin über die Upanischaden und Weden bis zu Kant, Schopenhauer, Goethe und Kafka reichen und die er manchmal in einer Art Prokrustesbett zusammenpackt.

Der in Amerika vor allem als Kritiker sehr bekannte, 1982 verstorbene Roman-dichter John Gardner, der Johnson sehr gefördert hat, muß dieses Problem gesehen haben, als er sich kurz vor seinem Tod mit seinem Schüler über den Buddhismus auseinandersetzte. Gardner bezeichnet diese Religion als böse, da er als überzeugter Christ, wenn der Buddhismus recht hätte, selbst falsch lebte, ein Schluß, den er nicht annehmen könne. Johnson bedauert, daß er keine Gelegenheit mehr hatte, mit seinem Lehrer darüber zu sprechen.

Trotz dieser Einwände folgt Johnson einer Tradition der Erkenntnissuche, die, wie er selbst zugibt, auf die „Bekenntnisse“ des hl. Augustinus zurückgeht, aber auch an die deutsche Klassik, vor allem an Goethes „Faust“ erinnert, dessen Held ebenfalls in der durch das „Ewigweibliche“ symbolisierten selbstlosen Liebe Erlösung findet. Aber noch mehr verarbeitet Johnson in seiner hoffnungsvollen Schau, ohne sich dessen vielleicht bewußt zu sein, das radikale Christentum vieler „schwarzer“ Kirchen in den Vereinigten Staaten, das Dietrich Bonhoeffer bei seinem amerikanischen Aufenthalt so sehr beeindruckte: Ohne innere Freiheit, die den Menschen an Gott und seine Mitmenschen bindet, ist die äußere, rechtliche Freiheit sinnlos. Der Mensch, der nach den Forderungen der inneren Freiheit zu leben sucht, findet das höchste Gut, die Liebe, und wird so aus den Begrenzungen des Irdischen erlöst.

ANMERKUNGEN

¹ Zit. v. A. H. A. Rushdy in: *The Phenomenology of the Charles Allmuseri: Johnson and the Subject of the Narrative of Slavery* in: *African American Review* 26 (1992) 374; Z. N. Hurston ist eine aktive Feministin.

² R. Stelzmann, *Die Entfremdung d. Person: Die Romane Ernest J. Gaines*, in dieser Zs. 212 (1994) 203–209.

³ Nach d. Bibliographie d. Modern Language Association of America liegen über 20 Veröffentlichungen vor. Den Hinweis auf Johnsons Werk verdanke ich Alan Nichter, Bibliothekar im Büchereisystem von Tampa-Hillsborough Country. ⁴ New York 1990. ⁵ New York 1982. ⁶ New York 1974.

⁷ Rushdy (A. 1) 376. ⁸ *Oxherding Tale* (1995) XVII.